

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Kleine Mitteilungen.

Stein- und Bronzewerkzeuge sind an dem beschriebenen Wall noch nicht zu Tage gefördert worden, dagegen sind Eisensachen zahlreich. Schlüssel, Hufeisen, Nägel sind unter früheren Fundstücken aufgeführt. Zu den interessantesten Eisensachen, welche jetzt gefunden worden sind, gehört ein Radsporn. (Siehe Abb. 5.) Das Rad ist achtstrahlig. Die Länge des Sporns beträgt 14 cm. Der schön geschwungene Spornschenkel ist bis zum Beginn des Rades $9\frac{1}{2}$ cm lang. Der Radsporn von Netzeband und der von Brunn (beide im Zietenmuseum befindlich) haben eine ähnliche Gestalt. Sie stammen aus dem 14. Jahrhundert; die Entstehung unseres Fundes ist jedenfalls auch in diese Zeit zurückzuverlegen.

Beim Baggern in der Temnitz ist man genau am Westeingange unseres Ringwalles auf eine ziemliche Anzahl alter mächtiger Pfähle gestoßen. Dieselben sind sämtlich entfernt worden, sind teilweise verkieselt und haben bis 80 cm Umfang. Es sind vermutlich die Reste der von Bratring erwähnten Zugbrücke.

Der Wildberger Burgwall ist also ein slawischer Ringwall, der bis ins Mittelalter hinein benutzt worden ist. (Da bis jetzt weder Plan noch Funde meines Wissens von demselben bildlich veröffentlicht wurden, so ist beides dieser kleinen Arbeit beigelegt worden.)

Kleine Mitteilungen.

Herr Lehrer E. Böhm, unser freundlicher Mitführer beim Besuch der „Brandenburgia“ in Strausberg, teilt uns am 5. Oktober 1906 folgendes mit:

Strausbergs Häuser mit unterirdischen Gängen. Hartnäckig behauptet der Volksmund schon Generationen hindurch, daß aus den Kellern der Häuser Große Straße 45, Markt 1, Große Straße 18 und 12 unterirdische Gänge nach dem ehemaligen Dominikaner Kloster führen; ja, die Volkstradition weiß sogar von einem unterirdischen Gang, durch den Dietrich von Quitzow bei einer Belagerung Strausbergs in das Stadttinnere gedrungen sein soll. Im letzten Falle liegt nun zweifellos die Übertragung einer historischen Erzählung vor, deren Örtlichkeit am Haussee bei Garzin zu suchen ist. Hier am Haussee auf dem Hausberg befand sich ehemals ein Tempelherrenschloß, dessen Ruinen sich bis ins Reformations-Zeitalter erhalten haben. Es führte ein unterirdischer Gang durch den Hausberg bis in die Kellergewölbe des Schlosses. Und hier war es, wie alte märkische Chronisten berichten — nicht in Strausberg — wo Dietrich von Quitzow einen geheimnisvollen Gang durchklomm. Ein fahrender Sänger hatte ihm den Gang verraten und ihn in einer Septembarnacht 1404 von der Hohensteiner Mühle aus mit seinen Reisigen hindurchgeführt, sodaß er die schlafende Besatzung der Pommern niedermetzeln konnte.

Die eingangs erwähnten „Katakomben“ Strausbergs haben schon öfter Wißbegierige zur Besichtigung und Untersuchung angelockt, neuerdings am 9. September auch Mitglieder der „Brandenburgia“ (Gesellschaft für Heimatkunde). Bei diesem nur flüchtigen Besuch wurde eine genauere wissenschaftliche Untersuchung angeregt. Der Berliner Architekt Kühnlein, Mitglied der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums, bekannt durch seine Glockenuntersuchungen, erklärte sich dazu bereit. Die Untersuchung fand am 27. September statt. Zunächst ging es in die Tiefen des Hauses Große Str. 45 (Conrad Schultz). Mit den nötigen Instrumenten und Werkzeugen ausgerüstet ging der schon bei den Glockenuntersuchungen Kühnleins bewährte Gehilfe Fritz Drägert ans Werk.

Große Straße 45 ist eine alte Braustelle, die um 1600 der Strausberger Pfarrer und Inspektor (-Superintendent) Dräger besaß; 1638—1658 hatte sie der Strausberger Pfarrer und Inspektor Lüdicke inne, von 1658 bis 1695 dessen Sohn, der Organist, später Bürgermeister, in Strausberg war. 1704 wurde das jetzige Haus von einem Martin Lüdicke erbaut, welcher dasselbe noch 1720 in Besitz hatte. 1723—47 wird ein Simon Bajetzky und 1752—67 ein Gottfried Brunzlow als Eigentümer genannt; 1789 besaß es Chr. Fr. Kurtze.

Wenn hiernach der Oberbau nicht älter als 200 Jahre ist, so steht doch durch die fachmännische Untersuchung Kühnleins vom 27. September 1906 fest, daß der Unterbau, d. h. die Fundamente und ein Teil des Kellergeschosses aus noch älterer Zeit herrühren. Wir lassen nun den Befund der eigentlichen Ganguntersuchungen folgen.

Nachdem 19 Stufen in verschiedenen Lauf-Windungen abgestiegen waren, wurde die Tiefe auf 3,20 m unter Bürgersteighöhe erreicht. Die lichte Höhe des dem zu untersuchenden Gange vorgelagerten Kellers, welcher mit einem überhöhten Tonnengewölbe überspannt ist, beträgt 2,50 m. Die Wände sind unterhalb durchweg in unbehauenen Feldsteinen, oberhalb teils in Feld- teils in großformatigen Ziegelsteinen, deren Abmessungen $28 \times 16 \times 9$ cm — hergestellt worden. Von diesem geräumigen, von dem kleinen Fensterloch links neben der Durchfahrt her äußerst spärlich belüfteten, dunklen Keller-raum führt eine ganz kleine Öffnung, in welche der Besitzer Conrad Schultz vier gemauerte Stufen hat einbringen lassen, in einen etwa 0,90 m tiefer gelegenen, vollständig dunklen Vierecksraum von nur $1,30 \times 1,65$ m Länge und Breite. Es war nur möglich, in diesen mit einem spitzbogigen, sogen. „Mulden- gewölbe“ überdeckten Raum rückwärts kriechend zu gelangen, denn die Zugangsöffnung ist schmal und nur 1,10 m hoch. Die Wände und das Gewölbe bestehen nur aus Granitfindlingen und gerade die Einwölbung der Decke in solchen Steinen weist auf ein hohes Alter des Baues zurück, auch gibt es dem Willen des einstigen Erbauers dahin Ausdruck, daß er sich hier einen bomben- und feuersicheren Raum für unterzubringende Schätze schaffen wollte. Das Pflaster dieses Raumes liegt etwa 4,10 m unter Durchfahrtssohle, die Öffnung befindet sich in einer 1,05 m dicken Feldsteinwand. Nachdem der Raum durch Acetylen- und durch elektrisches Licht hell gemacht war, entdeckten die Beschauer einen gewölbten Bogen in der nach Westen gerichteten Wand. Unterhalb war aber keine Öffnung, sondern volles Mauerwerk. Dieser Umstand führte wohl von jeher zu der Vermutung, daß

hinter diesem Wandteil sich ein Gang befinden müsse, denn wozu der Wölbebogen? Die bausachverständige Besichtigung aber ergab mit Gewißheit, daß die Vermutung irrig war, denn hinter dem mühevoll durchstemmten Mauerwerk ist weder ein Gang, noch Schutt, noch Füllboden, sondern gewachsener Sand mit blauen, horizontalen Tonschichten vermischt, vorhanden. Der Spaten gab beim Hineinstecken ein schneidendes Geräusch, so fest gewachsen ist der Boden. Kühnlein erklärt das Vorhandensein des Wölbebogens mit der Möglichkeit, daß eine schlechte Stelle des Baugrundes überbrückt werden sollte, wie solches auch heutzutage geschieht. So ist denn der unterirdische Gang im Hause Große Straße 45 zur Mythe geworden, nur der geheimnisvolle Vorraum verdient die Bezeichnung „unterirdisches Verließ“. Hohe rundbogige Kellergewölbe aus mittelgroßen, unbehauenen Feldsteinen aufgeführt, hat z. B. das Schloß Cossenblatt bei Fürstenwalde, die aus der Zeit um 1500 stammen sollen.

Im Hause Am Markt Nr. 1 wurde der Blick der Beschauer zunächst an das bedeutsame Netzgewölbe der Altdutschen Trinkstube gefesselt. Solche aus der „Flabbe“ d. h. aus freier Hand ohne Lehngerüst gewölbten Grate erklärte Kühnlein für sehr alt. Der Abstieg zum Kellergeschoß erfolgte mittels einer steilen Treppe, 3,10 m unter Bürgersteigpflaster. Einige kleine und ein großer 7,00 und 4,75 m geräumiger, tonnenüberwölbter Keller sind zu durchschreiten, ehe man in den letzten Kellerraum durch eine schmale Wandöffnung gelangt. Die Wand hat die bedeutende Stärke von 1,80 m. Sie scheint aber einen Hohlraum in sich zu bergen, denn ein solcher konnte durch Beklopfen mit ziemlicher Sicherheit vermutet werden. Abweichend von den übrigen Kellern ist jener letzte (4.) Keller mit einem flachen preußischen Kappengewölbe überdeckt — eine Konstruktion neuerer Zeiten. Auffallend war sofort das an den beiden dem Nachbar und der Kirchgasse zu gerichteten Giebelwänden befindliche, in halber unterer Höhe hergestellte neuere Mauerwerk von kleinformatigen Ziegelsteinen in Portlandzement. Darüber Zementputz. Dieses gegen die Umgebung abstechende Mauerwerk mit Putz mag in den letzten Jahrzehnten zu der Annahme geführt haben, daß hinter demselben Gänge seien, die nur vermauert sind. In Kopfhöhe ist die alte Feldsteingiebelwand schon früher von anderer Hand durchbrochen worden, aber einen Gang hatte man nicht gefunden. Die Untersuchung ergab, daß das betreffende neuere, etwa seit 50 Jahren eingeführte Mauerwerk keine Verblendung oder bloße Vermauerung einer Höhlung, sondern eine 1½ Stein starke sogen. Unterfahung alter Fundamente ist, denn nachdem in beiden Wänden je eine Öffnung mühevoll freigestemmt worden war, fand sich an der südlichen kurzen (Nachbarseite) Wand gewachsener Boden und auch das neuere Ziegelmauerwerk steht auf solchem. Hinter der langen westwärts gerichteten Giebelwand befindet sich nur der schwärzliche Erduntergrund der Kirchgasse. Architekt Kühnlein resumiert: Der betreffende Kellerraum ist erst vor etwa 50 Jahren durch Unterfahren der alten, nur 1½ m tiefen Feldsteinfundamente zu einem Aufbewahrungsraum geschaffen worden. Der letztere hat nur 1,25 m Breite, aber 5 m Länge bei 3,20 m Höhe des Pflasters unter der Erdoberfläche. Seine schmale Gestalt, dunkel und ohne äußere Luftzuführung kann mit Recht Gang genannt werden, und

da derselbe unter dem Niveau des Straßenpflasters tief liegt, so nannten ihn wohl die Besitzer und später auch die Ortseinwohner den „unterirdischen Gang“. Auch Sternbeck (Beiträge zur Geschichte der Stadt Strausberg, 1878) erwähnt diesen Gang. Nach ihm soll er nach der Kirche führen. Jedenfalls ist die Geschichte des Hauses Markt 1 noch in Dunkel gehüllt. Fest steht, daß um 1540 ein Mitglied der reichen Strausberger Patrizierfamilie Lindholtz, nämlich der regierende Bürgermeister, Benediktus Lindholtz, Besitzer dieses Hauses war.

Das dritte Haus mit dem angeblich unterirdischen Gang ist Große Straße 18 (Brauerei Froitzheim). Hier ist von einem Gange in Wirklichkeit keine Spur zu entdecken. Interessant sind die geräumigen Kellerräume; es sind die größten Tonnengewölbe der Stadt; interessant sind auch die im unteren Stock vorhandenen Spitzbogengewölbe in 4 Abteilungen, die im Fiedlerschen Laden zu sehen sind; auch sie stehen einzig in der Stadt da. Aber trotz alledem ist das Haus nicht so alt wie gewöhnlich angenommen wird. Es ist 1708 von dem damaligen Besitzer, Pfarrer Kampe aus Gielsdorf erbaut. In dem noch vorhandenen Protokoll, das der Bürgermeister-Adjunktus Pape bei Besichtigung des neuen Gebäudes zwecks Erlangung staatlicher Bauhilfsgelder aufgenommen, wird u. a. gesagt, daß der Bau von Grund auf neu erfolgt sei und 128 Stück kiefern Bauholz, 8 Schwelleichen, 17000 Mauersteine, 6000 Dachsteine, 16 Tonnen Kalk verwendet worden seien und der Bau 504 Thlr., 9 Gr. 8 Pfg. gekostet habe.

Endlich bleibt übrig hinzuweisen auf den unterirdischen Gang vom Bläsingschen Hause aus, Große Straße 12. Das Kellergewölbe ist hier ein Kreuzgewölbe aus großformatigen Backsteinen. Aus diesem führt ein spitzbogiges Gewölbe in einen „Gang“, der weiterhin (nach Süden) vermauert ist. Ob hinter der Vermauerung der Gang weiter führt, kann heute weder bejaht, noch verneint werden, da diese nicht geöffnet wurde. Erwähnt sei nur, daß die Gasse an dem Bläsingschen Hause, von der Großen Straße nach der Ritterstraße führend, auf den Cistercienser Hof der Kagel-Zimmer Mönche führte. Hier wohnte der Klostervogt, ein Cisterciensermönch, der den Vertrieb der Kalksteine des Rüdersdorfer Kalksteinbruches unter sich hatte. Auch nach der Säkularisation von Zinna (mit Kagel-Rüdersdorf) verblieb das nunmehrige „kurfürstliche Bergamt Rüdersdorf“ bis 1578 in Strausberg. Vielleicht liegt in diesen historischen Tatsachen der Kern zu der Behauptung von diesem unterirdischen Gang.

Es ergibt sich somit, daß von den angeblichen unterirdischen Gängen Strausbergs bis jetzt auch nicht ein einziger als vorhanden festgestellt werden konnte; doch scheint an allen 4 Stellen eine lokalhistorische Tatsache die Vermutung von weiterführenden unterirdischen Gängen hervorgerufen zu haben. (Vergleiche auch Strausberger Zeitung vom 2. Oktober 1906.)

Krähen und Pferdehufe. Der Bauer Netzker und der Förster Lanschke galten ihrer Zeit als die größten Zauberer im Oberspreewald. Lanschke „war der Fürst der Zauberer“. Netzker wohnte hinterm Schloßberg zu Burg; sein Haus hat man mir noch gezeigt. Mal waren Netzker und Lanschke in der

Spinnstube bei den Mädels und fingen sich an zu streiten. „Was kannst Du?“ „Ja, was kannst Du?“ Netzker sagte: „Mädels, die Türe auf!“ Da kommt eine Krähe nach der anderen reingeflogen. Lanschke sagte: „Macht, daß Ihr wieder rauskommt!“ Mit einem Mal stehen zwei Pferdepoten im Kaminfeuer. Da wußten sie nicht, was sie machen sollten. Burg 1880.

Kamin ist nicht im städtischen Sinne zu verstehen. Kamin oder Ofenloch war in den alten besseren Bauernhäusern, auch anderswo in der Mark, ein viereckiger Hohlraum, eine Herdstelle, offen oder verschließbar, in der Seitenwand neben dem Ofen, in gewisser Höhe über dem Fußboden, mit eignem Abzug nach dem Rauchfang. Im Winter wurde im großen Ofen gekocht, der bekanntlich von außen geheizt wurde, und dazu die Kochtöpfe mit Ofengabeln hineingeschoben, dieselben, auf denen die Hexen zu Wolpern auf den Blocksberg ritten. Im Sommer dagegen in dem „früher tieferen“ Ofenloch, wenn man keinen besonderen Küchenherd benutzte. Doch auch sonst briet und schmorste man darin, besonders wenn es schnell gehen sollte, brannte Kaffee darin, und den Kienspahn zum Leuchten.

W. v. Schulenburg.

Krähen als Fischräuber. Ergänzend zu meiner Mitteilung (Brandenburgia 1908, 261) möchte ich erwähnen, daß ich im vorigen Jahre, im Mai oder Juni, bei Wanderungen am Havelufer, von der Pfaueninsel nach Wannsee zu, sehr viele abgenagte Gerippe von keineswegs kleinen Fischen, ebenfalls solche mit Köpfen, auch Köpfe allein und halb aufgezehrte Fische auf den flachen Uferstrecken vorgefunden habe, die jedenfalls von Krähen herrührten. Am Havelufer nördlich vom Großen Fenster sahen wir wiederholt an freien Stellen Krähen im flachen Wasser nahe dem Ufer stehen, den Kopf auf das Wasser gerichtet.

Die Spielneigung der Krähen ist wiederholt hervorgehoben worden. In den letzten Jahren von einem Beobachter der Fall, wo vier Krähen mit einem Hunde spielten. Ich sah 1907 bei Zehlendorf einen großen Hund über ein Ackerfeld preschen und die vielen an Dunghaufen sitzenden Krähen überall aufjagen, die, wenig hoch sich erhebend, über ihm kreischten, und sobald der Hund sich gewendet hatte, sich wieder niederließen. Ein Spiel war es nicht, aber sie schienen ihn fast zu verhöhnen. Indessen hatte ich Gelegenheit Ende Juni 1904 bei Himmelpfort ein solches Spiel mit anzusehen. Dort dehnt sich ein dichter Kiefernhochwald aus, genannt die Hasenheide. Als wir an einem sonnigen Vormittag durch die hohen Bäume gingen, sahen wir ein Eichhörnchen und eine junge Krähe miteinander spielen. Die alte Krähe saß in der Nähe, hoch auf dem Aste einer Kiefer und sah von oben zu. Das Eichhörnchen lief vor, reizte die Krähe, lief weiter, drehte sich um, die Krähe, schwerfällig mit ihrem großen Kopf und Schnabel, sprang vor, hüpfte auf einen Baumstamm, der da lag. Dann, als das Eichhörnchen wieder auf sie zulief, herunter und hüpfte plump dem Eichhorn nach, und so dauerte das Spiel im Walde eine ganze Weile. Es machte auf uns fast einen märchenhaften Eindruck. Die Tiere waren so eifrig, daß sie uns gar nicht bemerkten. Als wir schließlich näher traten, lief das Eichhorn auf der Erde weiter und

dann auf einen Baum, die junge Krähe flog auf, und dann auch die alte fort. Diese war wohl auch ganz versunken in den Anblick gewesen, denn sie schien uns nicht zu sehen und blieb ruhig sitzen, ohne zu schreien.

W. v. Schulenburg.

Mulm, Olm. In der Brandenburgia 1908, 233 hat Herr Geheimrat Friedel die Worte mulmig und Mulm besprochen. Mulmig, auch moltsch, vermoltscht, mörsch, in der Lausitz fösch, d. h. faul, ist auch in anderen Teilen der Mark bekannt. Einen moltrigen, mulmigen Baumstubben nennt man in der Neumark Olm. Mulmiges Holz von Weiden, Pappeln, Birken soll leuchten. Ich selbst habe einmal zerschlagenes Pappelholz vom Wurzelstubben in bläulichem Schimmer in der Dunkelheit so leuchten sehen, daß ich gedruckte Schrift dabei erkennen konnte, ebenso trieben Stücke davon, von mir ins Wasser geworfen, leuchtend weiter. Solch leuchtendes Holz, in Ostpreußen Mäuschenfeuer genannt, weil es den Mäusen leuchtet, mag öfter als Schatzfeuer angesehen worden sein, zumal auch dieses bläulich leuchtet. So erzählte mir einst ein achtzigjähriger Landmann im Sternbergschen: „Mein Vater und Großvater kamen mit einer Fuhre Heu nachts aus dem Warthebruch gefahren durch den Wald. Es war finster. Nicht weit von zuhause sahen sie seitwärts vom Wege ein Feuer glusen und sagten: „Da brennt ein Schatz“, denn das Gold kommt nachts aus der Erde und leuchtet. Sie gingen drauf zu. Sie sahen ein wirkliches Feuer, das glühte. Mein Vater nahm den Feuerstahl aus der Tasche, schlich sich vorsichtig heran und warf den Stahl in die Flamme. Dann fuhren sie still nach Hause und sagten kein Wort davon. Am andern Morgen konnte mein Vater nicht die Zeit abwarten. Wie es licht wurde, ging er hin, aber fand nichts als einen berkenen, verstockten Olm und seinen Stahl.“

W. v. Schulenburg.

Veranlaßt durch Lesen von Juniheft Nr. 3 S. 98 u. f. erlaube mir nachstehende Ergänzungsmitteilung.

Johanna Stegen hatte bei Ausübung ihrer Heldentat eine kleine vierzehnjährige Gehilfin Namens „Dorothea Elisabeth Salznau“, Arbeiter-tochter, Halbwaive in Lüneburg. Dieses Kind, mit Joh. St. bekannt, war mit derselben am Gefechtstage den ausrückenden Soldaten aus Neugier nachgelaufen und wurde in sehr natürlich begreiflicher Weise von Johanna veranlaßt, beim Zubringen von Munition, Wasser und Eßwaren an die in Feld und Buschwerk verteilt liegenden Jäger behülflich zu sein. Das Hin- und Herrennen dieser Kleinen erwies sich um so vorteilhafter, als die Franzosen auf solch ein Kind zu achten weit weniger Veranlassung nahmen als auf die Bewegungen der erwachsenen und jedesmal schwerer beladenen Persönlichkeit von Johanna. Auch konnte das kleine beifixe Mädchen sich leichter versteckt zu den lagernden Jägern heranschleichen. Hernach in der Zeit des gefeierten Sieges und der späteren Verfolgung ging es zu, wie gewöhnlich der Fall: man hielt sich an die Größe und vergaß das Kleine!

Dorothea Elisabeth Salznau kam ungefähr drei Jahre nach ihrem Heldenstücklein, das ihr Abends jenes Tages nichts weiter als eine tüchtige

Tracht Prügel von seiten ihrer Angehörigen einbrachte, als Kindermädchen nach Hamburg. Hier wurde sie auf dem Tanzboden nach Mädchenart mit einem Hafenarbeiter Sommer aus Seedorf bei Lenzen a. Elbe bekannt und zog als Frau Sommer in dessen Heimatort ein. Als „Witwe Sommer“ lernte ich sie im Jahre 1875 in Seedorf kennen, habe sie dort zur letzten Ruhe auf dem Kirchhof begleitet. Sowohl sie selbst wie andere „Alte“ haben mir wiederholt von der Johanna-Stegen-Geschichte erzählt, ohne daß jemals einer davon viel Aufhebens gemacht hat. Nur „det's Schläg' terovor kreen häd, wo's de Johannen loweten, was nich good“, sprach man ste's kopfschüttelnd.

Auch mich dünkt's geziemend, von Johanna Stegens Ruhmesglanz her einen Lichtstrahl auf die kleine lange vergessene Lüneburger-Westprignitzerin zu lenken.

E. Handtmann.

Nicht die Bohne! Verschiedene volkstümliche Redewendungen in unserer Heimat sind sonderbarerweise mit „Bohne“ zusammengesetzt, die mit dem bekannten Genußmittel nichts zu schaffen hat, trotzdem der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. „Nicht die Bohne merken oder nicht die Bohne Verständnis haben“ u. a. m. sind in Berlin sprachgebräuchlich, wobei „Bohne“ die Bedeutung von Spur oder Merkmal hat. Es führt dies auf ein altes, vulgäres Wort „Bohne“ zurück, welches in der Roßtäuschersprache, im Pferdehandel durch die technischen Ausdrücke „Kern, Spur, Kenne, Grube, Kunde, Kennung“ ungeschrieben wird.

Ehedem fand das Pferd im Wirtschaftsleben unserer Vorfahren eine weit höhere Wertung und Bedeutung, welche jetzt im Zeitalter der Motore rückständig anmutet, würde man z. B. seinen Reichtum nach der Anzahl der Pferde taxieren, einen Reitertrupp nach Pferden zählen, seinen Rang und seine Vornehmheit durch die Berechtigung bekunden, nur mit Vieren lang zu fahren. Der Wert des einzelnen Pferdes richtete sich nach seinem jeweiligen Alter und dessen Beurteilung von menschlicher Aussage unabhängig zu machen, führte auf das untrügliche Kennzeichen, auf die Zähne der Tiere, die dazu ein altes Zahlensymbol enthalten. Zwölf Backenzähne soll das Tier mit auf die Welt bringen, dazu die innerhalb des ersten halben Jahres hervorkommenden zwölf Schneidezähne oder Federn, die zusammen den Namen Fohlen-, Füllen- oder Milchzähne führen. Im neunten bis zwölften Monat brechen vier weitere Backenzähne hervor, im zweiten bis dritten Jahr an jeder Kinnladenseite der fünfte Backenzahn, im vierten Lebensjahr der sechste Backenzahn und diese Backenzähne sind im Gegensatz zu den schichtenden d. i. abschleibenden Milchzähnen bleibende. Mit dem zweiten Lebensjahre fallen bereits die Milchbackenzähne, im dritten Jahre die Vorderschneidezähne (Zangen- oder Federn), im vierten Jahre die Mittelschneidezähne und die vier zweiten Backenzähne, im fünften Jahre die Eckschneidezähne (Haken) und die dritten Milchbackenzähne aus und werden durch die Roß- oder Pferde Zähne ersetzt. Das Pferd hat nun seine vierzig Zähne, es hat abgezahnt zum Zeichen, daß seine körperliche Reife beendet ist. Von diesem Zeitpunkte ab, da das Pferd in sein bestes Alter tritt, sieht der Beurteiler desselben nur nach den „Bohnen“ oder Gruben, Kunden usw., das sind in den Zähnen linsengroße, schwarzbraune Höhlungen auf der

Schneide der Zähne. Diese Bohnen gelten als die untrüglichen Wertmesser für das ausgewachsene Pferd und merkwürdig, die Löcher in den Zähnen sind hier ein Zeichen der Blüte, während bei den Menschen und anderen Tieren sie im Gegensatz als Zeichen der Vergänglichkeit und des Verfalls gelten. Die Zahnhöhlungen oder Bohnen bei Pferden reichen bis über ein Drittel der Zahnkrone hinab, sich nach unten trichterförmig verjüngend, durch Reste von Futter oder Unreinlichkeiten schmutzigbraun gefärbt. Durch die mahlenden Kinnladenbewegungen des Kauens bei den Pferden schleifen sich diese Bohnen mit größter Regelmäßigkeit ab, weil sie sich weder vertiefen noch nachwachsen und deshalb verwischen sie sich auch in der Schichtungsreihenfolge. Im Alter von 6 Jahren verschwindet die Bohne an den Vorderzähnen des Unterkiefers, im siebenten Jahre an den Mittelzähnen ebenda, im achten Jahre an den Eckzähnen. In der gleichen Reihen- und Zeitfolge kommen die Oberkieferzähne hierauf an die Reihe, sodaß sich bis zum zwölften Lebensjahre alle Bohnen abgeschliffen haben, nur noch stellenweise immer mehr verblassende braune Flecken auf der Zahnkrone sie andeuten. Nach dem dreizehnten Jahr kann man aus diesen Merkmalen nicht mehr genau das Alter eines Pferdes bestimmen, da ist dann gemeinhin der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo es von den alternden abgenutzten entwerteten Tieren heißt: „daran ist auch nicht mehr die Bohne“!

Karl Wilke, Berlin.

Diebesopfer. Wiederholt ist in Berichten über Einbruchsdiebstähle angegeben worden, daß Diebe, bevor sie die Stätte ihrer Wirksamkeit verließen, sich ihrer Exkremente dort entledigten. Diese Besudelung des Ortes kommt so häufig vor, daß man dabei geradezu an einen „Volksbrauch“ denken muß. Auf dem Schulgrundstück Ravené Straße 12 (Berlin N) ist in den letzten 4 Wochen wiederholt gestohlen worden. An einem Abend wurde eine Türklinke abgedreht, an einem andern die Metallspitze des zum Sprengen des Hofes benutzten Gummischlauches abgeschnitten; endlich stahlen 3 Burschen, nachdem sie die Bedürfnisanstalt auf dem Hofe benutzt hatten, die dort angebrachten kleineren Leitungsröhren; 3mal sind die Diebe vom Schulhofe aus über eine niedrige Mauer in den Nachbarhof geklettert und haben dort Warenlager geplündert; zuletzt, in der Nacht vom 5.–6. Februar drangen sie in den Laden eines Schuhwarengeschäfts ein; ihren Rückweg nahmen sie mit der Beute wieder über den Schulhof. Sie hatten sich, um leichter über die Mauer klettern zu können, einen hohen viereckigen Müllkasten an dieselbe gestellt. Vor demselben und zu beiden Seiten desselben haben sie sich dann nach Verbrecher-Brauch sehr ergiebig verewigt.

Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.